Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ganzen findet, des Zeitlichen und Ewigen, das das Leben rundet, liegt die geistige Spannung von Tintorettos Kunst beschlossen, Aufbruch und Ruhe seiner Religiosität, der er eine Jahrhunderte umfassende Form zu geben vermocht hat.

Hedwig Schoch.

Bücher Rundschau

Zum deutschen Kirchenkampf.

Dr. Arthur Frey, Der Kampf der evangelischen Kirche in Deutschland und seine allgemeine Bedeutung. Verlag der Evang. Buchhandlung in Zollikon. 1937. 200 Seiten.

Das kleine Buch des Schweizers und Nichttheologen Arthur Frey ist sofort nach seinem Erscheinen stark beachtet worden. Dazu hat ohne Zweifel beigetragen die Tatsache, daß Karl Barth ihm ein Geleitwort mitgegeben hat; da wußte nun jeder sogleich, daß ein Maßgebender zu dem Verfasser steht, und wessen man sich von diesem zu versehen hat. In der Tat haben wir es mit einer grundsätzlichen Äußerung zu tun, andere werden sagen: mit der radikalen Auffassung des kirchlichen Standpunktes. Dem Darsteller liegt nicht etwa daran, dem schweizerischen Leser, — der vielleicht gerade das gerne sähe, — durch die Aufzählung von Greueltaten und Einzelheiten aus dem Kampf zu zeigen, wie bedenklich es die Nationalsozialisten treiben. Er geht nirgends auf die Erweckung von Entrüstung aus, zeigt sich auch selber nirgends irgendwie entrüstet. Er will dartun, worum es geht, weshalb der Kampf kommen mußte, wer und was die großen Hauptgruppen und feindlichen Heere sind. Ihm liegt offenbar auch daran, uns zu zeigen, daß die Fehlentwicklung des Protestantismus, die zu der Mißgeburt eines — fälschlich — deutsch genannten Christentums der Deutschen Christen und zu den andern Ungeheuerlichkeiten geführt hat, auch den schweizerischen Protestantismus mit ergriffen hat. Also wir haben hier einen Standpunkt, eine Absicht und Zwecksetzung, haben vor allem auch einen seiner Sache gewissen Verfasser, der dem Kirchenkampf nicht kühl gegenüber-, sondern mit der Wärme des Gläubigen mitten drin steht. Und darum wird hier nicht um die Sache herumgeredet, und das Buch ist eine zu begrüßende Erscheinung. Es ist auch schlicht, glatt und klar geschrieben. Daß es nicht von einem Berufstheologen stammt, ist natürlich ein Vorzug, sogar möchte man wünschen, der Verfasser wüßte noch weniger von theologischen Dingen, um eine der Allgemeinheit restlos verständliche Sprache reden zu können.

Soll auch das genannt werden, was an dem Buch besser sein dürfte, so wäre zu sagen: die ersten Kapitel, die Wurzel und Ursprung der gegenwärtigen Auseinandersetzung auf Leben und Tod aufzeigen wollen, sehen die geistige Entwicklungsgeschichte Deutschlands in einer Verkürzung, die den geschichtlich nicht genügend geschulten Leser irre führen muß. Nicht geradezu verhängnisvoll möchte ich das nennen, denn das Verständnis der religiösen und kirchlichen Fragen wird von dieser fehlerhaften Schau nicht entscheidend beeinträchtigt, sondern der deutschen Nation geschieht hier Unrecht, und das bedeutet für das Urteil über dieses Buch nicht so viel. Um nur kurz anzudeuten, was ich meine: es muß jeder zu einer schiefen Auffassung der deutschen Dinge kommen, der bei seinem Urteil über die heutigen Überspanntheiten der Deutschen die Tatsache übersieht, daß unter den Völkern Europas die Deutschen die Nation ohne Nationalgefühl sind, oder, falls das über sein Begriffsvermögen geht, nicht wenigstens erkennt, daß der deutsche Nationalismus der zuspätgekommene unter den Nationalismen ist. Freys Leser können im wachsenden und schließlich überbordenden Nationalismus geradezu Wesen und Eigenart der deutschen Entwicklung der letzten 150 Jahre zu sehen glauben. Mindestens mit einem Satze, einer Zeile, sollte da denn doch auf die französische Revolution, den — positiven und negativen — Ausgangspunkt des Nationalismus als neuer Religion hingewiesen werden.

Man wird den Verfasser richtig verstanden haben, wenn man als sein eigentliches Anliegen bezeichnet: die Besorgnis um das Selbstverständnis der evangelischen Kirche bei uns und überall. Er sieht im deutschen Kirchenkampf nur ein zeitlich erstes, erschreckendes Beispiel für das, was der protestantischen Christenheit überall wartet, wenn sie nicht neu lernt, was ihr Auftrag, ihr Wesen und ihre Lebenskraft ist. Daß die protestantische Kirche dahin gelangt ist, sich für eine Kulturangelegenheit zu halten, ja für eine Funktion des öffentlichen Lebens, um nicht zu sagen: für ein Verwaltungsdepartement des Staates, das setzt sie der dringenden Gefahr aus, bei den — nachgerade überall drohenden — politischen und sozialen Machtumkrempelungen beschlagnahmt, über den Haufen gerannt, mißbraucht, geschändet, zertreten zu werden. Mir selbst ist das in dem Augenblick erschreckend, wie vom Blitz beleuchtet, vor Augen getreten, als mir im Frühjahr 1933 ein Anhänger der deutschen Umwälzung mit der Bemerkung entgegentrat, es sei „doch selbstverständlich, daß sich die Kirche einer solchen Neugestaltung aller Dinge nicht entziehen" könne. Leider waren es nicht nur Gegner der Kirche, die so dachten, sondern auch viele ihrer Anhänger, ja Träger des geistlichen Amtes, und bei der Frage nach der Verantwortlichkeit kann jedenfalls der neue Staat wahrheitsgemäß sagen, dieser Kirchenstreit sei nicht von ihm, sondern aus der Kirche heraus entfacht worden. Es ist wahr: so wie die Zeit des Liberalismus ein liberales und die Zeit des Sozialismus ein sozialistisches Kirchentum in der evangelischen Kirche hervorgebracht hat, so mit bewundernswerter Schnelligkeit die Zeit des Nationalsozialismus ein nationalsozialistisches.

In der angeblich „sturen Orthodoxie" der Bekenntnisleute nehmen auch bei uns manche Anstoß, und allerlei heimliche Gesinnungsverwandte der sogenannten Deutschen Christen gäben gar zu gern die Bekenntniskirche für eine Verkörperung pfäffischer Reaktionsgelüste aus, während gleichzeitig im Reiche von amtlicher Seite wider besseres Wissen die Behauptung mit Erfolg verbreitet wird, in der Bekenntniskirche sammle sich einfach die politische Gegnerschaft des nationalsozialistischen Staates. (Glaubt jemand im Ernst, daß die Machthaber des Dritten Reiches von einer derartigen Zusammenballung staatsfeindlicher Kräfte auch nur den Schatten einer Spur bestehen gelassen hätten, wenn sie von dem überzeugt wären, was sie da behaupten?) Frey dürfte nun doch wohl mehr als einen Leser davon überzeugen, daß die geplante Zertrümmerung der evangelischen Kirche nur dann verhindert werden kann, wenn diese sich mit gutem Gewissen auf gegebene verpflichtende Bekenntnisformen berufen und stützen kann. Tatsächlich sind ja auch alle nicht „orthodoxen" Verteidiger der Kirche einer nach dem andern umgefallen, und es ist nicht zu leugnen, daß in Wirklichkeit diese gescholtenen „Orthodoxen" mit ihrer „Sturheit" zur Zeit die letzten Verfechter von Freiheit, Geistigkeit und Recht im einstigen Lande der Dichter und Denker sind, mag auch nicht die Wahrung der genannten Güter ihr Anliegen sein, sondern der Auftrag, dem deutschen Volk die Botschaft dessen von Nazareth zu verkünden. Gegen die katholische Kirche hegt man nach den Erfahrungen der Vergangenheit mit Recht Mißtrauen, wenn man sie die Freiheit verfechten sieht; den tapfern Kämpen der protestantischen Kirchlichkeit darf man getrost vertrauen, daß sie nicht Freiheit sagen und Knechtung meinen. Derjenige Orthodoxismus, den wir ablehnen müssen, kämpft zudem im heutigen Deutschland nicht um seine Freiheit, sondern duckt sich in den dumpfen Hallen, wo die allein echt und recht gläubigen Lutheraner ihre „intakten" Bestände abseits vom öffentlichen Leben im heiß geliebten Frieden mit der Obrigkeit, auch der jetzigen Obrigkeit, zu erhalten wissen.

Frey gibt seinem Buch einen hoffnungsfreudigen Ausklang: er zweifelt nicht an dem Sieg des Christentums über den Nationalsozialismus. Das tut wohl und ist um so beachtenswerter, als der Verfasser aus dem Auftreten des Staates im Gewande einer neuen Religion auf die innere Notwendigkeit seines Totalitätsanspruches schließt und sich durch die Lächerlichkeit der phantastischen neuen Mythologien, Staatsgötzenkulte und mannigfachen deutschen Christentümer nicht verleiten läßt, in diesem Wust von halben und ganzen Verrücktheiten etwas auf die Länge nicht Gefährliches zu sehen. Sein Optimismus ruht nicht auf einem Vernunftgedanken, sondern auf seinem Christusglauben. Sein Buch ist eine einheitlich religiöse Kundgebung.

Eduard Blocher.

Lyrik.

Ist kein Spiegel doch auf Erden,
Der wie Poesie verrät.
Adolf Frey.

Wenn die Schweiz ein Holzboden für Poesie wäre, wie Gottfried Keller meint, so möchte man für die zarteste Blüte der Dichtkunst, die Lyrik, wenig Hoffnung auf Entfaltung hegen. Und doch sterben die Stillen im Lande nicht aus, die das lyrische Erdreich bebauen, selbst wenn der Samen in unserer verrufenen Nüchternheit nicht aufgehen sollte.

Victor Wittkowski widmet seine Gedichte (Jeanneret, Genf) Hans Carossa. Es werden noch weitere literarische Größen unserer Tage aufgerufen: Thomas Mann, Romain Rolland, Gerhard Hauptmann. Eine lateinische Strophe von Horaz ist der Sammlung vorangestellt, die von einem sehr kultivierten Geiste zeugt. Wittkowski gibt sich sowohl der Antike wie der Neuzeit mit liebendem Verständnis hin, wobei ein starkes musikalisches Empfinden zu eigenen Schöpfungen drängt. Deutlich ist der Einfluß Rilkes in „Die Ahnin" (!) und „Das Mädchen" spürbar. Die meisten Gedichte hinterlassen den Eindruck der formalen Vollkommenheit, sei es, daß der Dichter den schlichten Ton eines Marienliedes anschlägt, das Sonett und die Stanze meistert oder gleich Hölderlin in griechischem Gewande einhergeht. Die Form scheint allerdings besonders gepflegt auf Kosten des Charakteristischen. Selbst die Gesänge von der Heimat Güstrow in Mecklenburg lassen mehr beiläufig die Eigentümlichkeiten einer Landschaft erstehen.

* * *

„Im knappsten Raum größtmögliche Gehalt,
Nicht Nervenkitzel noch Gefühlsgelalle!
Aufreißt die Schau des Denkens scharfe Kralle,
Vorübergang wird zum Begriff geballt.
Und Zucht des Reimes ...."

Mit diesen Versen führt Gustav E. Müller seine Sinnbilder (Francke, Bern) ein. Auch bei dieser Sammlung werden wir an Rilke erinnert, obgleich die Kraft der Suggestion nicht erreicht wird, mit der uns der Verstorbene in Bann schlägt. Wo sich die Stimmung regt, wird sie vom Gedanken niedergerungen, und dennoch bildet sich kein überzeugender Begriff. Die gehäuften Reime, darunter klingende Terzinen, sind oft gewaltsam herbeigezogen und fesseln den Gedanken. Überall tastet Müller zu den letzten Dingen hin, ohne sie eindeutig zu veranschaulichen. Der Dichter stößt sich am Denker, und dem Denker ist der Dichter im Wege. Das ist bedauerlich, weil sowohl der eine wie der andere etwas zu sagen hätte.

* * *

Sonnenhalb (Neuenschwander, Weinfelden) nennt Emilie Briquet-Lasius ihre kleine Lese von Skizzen und Gedichten, „weil sie von kleinen Dingen erzählen möchten, an denen wir so oft achtlos vorbeigehen, und die doch auf der Sonnenseite unseres Lebens liegen". Es wäre unrecht, einen streng literarischen Maßstab daran anzulegen. Die gutgesinnten, zum Teil wirklich hübschen Schilderungen werden den Familien- und Freundeskreis erfreuen.

* * *

Der heimliche Garten von Anna Burg (Benteli, Bern) steht im Abendglanze sinkender Tage.

„Schmerzlich-angstvolles Beben
Hält mir die Seele gebannt,
Als hätte Frühling und Leben
Ich nur im Traume gekannt."

Die Dichterin trägt das Schicksal der Dame, die das, was ihr das Leben an äußern Nöten erspart, in künstlerischer Intuition als Mangelndes empfindet, um

in die letzte Tiefe zu dringen, wohin ein leidenschaftliches Temperament strebt. So rankt sich ihr Gestaltungstrieb um den Wandel der Jahreszeiten. Die Sehnsucht nach Erleben beschwichtigt sich in der Natur:

„Sahst du je im öden Heidereich
Einer Blume plötzlich frohes Blühen?
Dieser Tag wird jener Blume gleich
Tröstend durch das Grau der Zukunft glühen."

Rückerinnernd schwirren sinnlichere Klänge auf, welche übertönt werden von einem gefaßten, aufrechten Sichbescheiden.

„Der Straße Leben rollt an mir vorbei
Und dennoch fühl' ich mich von ihm getragen.
Daß ich vorübergehend und doch ewig sei,
Hör ich das Brausen dieser Straße sagen."

Die Gewissensklage wendet versöhnt die ernsten Augen ab. Klirren auch die Ketten des Alltags, der selige Vogel Phantasie nimmt die Seele auf silbernen Schwingen mit. Die Kunst wird Labsal im Brennen der Reue, im unbarmherzigen Selbsterkennen. Das Leben stößt den Ruf aus: „Serrez les rangs"; es ist schon eine Lebensleistung, sein Kreuz abseits getragen zu haben. Der beherrschten Haltung der Gedanken entspricht die Form Anna Burgs, die sich fern vom Gekünstelten und Gesuchten hält. Vereinzelt ist ein Anklang an Rilke, dessen verschwebende Weichheit dem kernhaften Wesen der Aargauerin widerstrebt. Ihre Bilder sind vielleicht nicht immer neu; aber die Konturen sind sauber. Vom strengen Bemühen um die Form legen auch die Übertragungen aus dem Französischen Zeugnis ab. Zwei Inseln (Les deux îles de Victor Hugo) lesen sich — und das ist das höchste Lob, das ihrer Meisterschaft gespendet werden kann — wie ein Original.

* * *

Wesentlich leichteres Blut als Anna Burg hat das Schicksal Albert Fischli verliehen. Der Grundzug seines Wesens ist, wie er selbst eingesteht, Heiterkeit und Harmonie.

„Immer war mein Hassen flau,
Innige Liebe mir Bedürfnis."

Seine Heiterkeit deckt sich nicht mit Oberflächlichkeit. Sie ist begründet im Verbundensein mit der Natur und einem angeborenen Wohlwollen allem Lebenden gegenüber, nicht am wenigsten auch im musikalischen Rhythmus, der seine dichterische Persönlichkeit erfüllt. Fischli hat die geistige Anmut, die Schalkhaftigkeit und den ethischen Ernst eines Joh. Peter Hebel, dem er auch örtlich durch seine Wahlheimat nahe steht. Für Anna Burg ist der Alltag grau verhangen. Albert Fischli setzt ihm die goldenen Lichter auf. Anna Burg entflieht in des Ideales Reich; Albert Fischli nennt sein Bändchen Einkehr (Sauerländer, Aarau). Seine besinnliche Art umfaßt liebend auch das Unscheinbare. So sind seine Gedichte meist Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne, unmittelbar aus einer stark empfundenen Situation heraus geboren. Auch dem Schmerze wird sein Recht in dieser Lyrik. Wir werden mit dem Dichter vom Schauer des Todes ergriffen vor dem Krankenhaus, das einst sein Liebstes barg. Lieber aber überwindet Fischli das Leid mit lächelnder Resignation wie in dem anmutreichen Gedichte „Das verhexte Sträßlein", in dem er von Untreue singt. Besonders gut kleidet ihn der Volksrock. Hinter „Rollenliedern" versteckt er zuweilen seinen Freimut. Er hat ein feines Ohr für den Reiz des treuherzigen Knittelverses; aber es gelingen ihm auch Hexameter voll Natürlichkeit, wohlgebaute Sonette und sapphische Oden. Wie auch das Gewand seiner Lieder beschaffen sei, wir spüren dahinter die unverbogene Dichternatur.

So hat uns der „Holzboden" einen Strauß dunkler und lichter Blüten geschenkt. Schlicht und prangend verdienen sie es, mit breitwilligem Nachfühlen aufgenommen zu werden. Helene Meyer.

Zur Judenfrage.

H. de Vries de Heekelingen, Israël, son passé, son avenir. Paris 1937. Perrin.

Dieses Buch vermag so wenig zu befriedigen, wie andere über denselben Gegenstand; es liegt am Schicksal und an der Geschichte des jüdischen Volkes, daß eine völlig reinliche Behandlung beinahe ausgeschlossen scheint. Eben daran liegt es auch, daß man bei jedem solchen Buch zuerst nach dem Verfasser und seiner Stellung im politischen Leben fragt. De Vries ist Katholik, darum trübt ihm der Rassenhaß den Blick nicht so hoffnungslos wie etwa den Tonangebern in Deutschland. Denn für den gläubigen Katholiken ist der Jude wesentlich nur ein Irrgläubiger und hört auf Jude zu sein, wenn er Christ geworden ist. Nur daß ein ganz folgerichtiges Festhalten an diesem Standpunkt dem Verfasser doch auch nicht gelingt.

Sehr einleuchtend ist sein Ausgangspunkt, der nachdrückliche Hinweis auf die — fast möchte man sagen — eintönig verlaufende Geschichte der jüdischen Nation seit 2000 Jahren: stets und überall folgt auf jüdische Einwanderung eine Zeit, in der es dem gehetzten Volke gut geht, Bereicherung, Einfluß oft bis zur Beherrschung der Regierungen und Monarchen, dann hervorbrechender Judenhaß, Ausplünderung, Verfolgung, Ausschreitung, oft Massenmord, und hat sich das alles wie übungsgemäß abgewickelt, so fängt es in einem Nachbarstaat von neuem an. Der Verfasser des vorliegenden Buches will zeigen, daß die bisherigen Heilmittel gegen diese alte Krankheit am Volkskörper der europäischen Nationen alle erfolglos geblieben sind. Er tut es mit einer Überzeugungskraft, die nicht überall durchschlägt, er versteht es nicht, den Juden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, obgleich er das offenbar möchte. Trotz reichlichem Quellennachweis vermögen seine Zitate nicht durchweg Vertrauen zu erwecken, die Quellen fließen zuweilen trübe. Trotzdem ist es richtig, daß es eine Judenfrage gibt, und daß man sie auf keinem der bisher eingeschlagenen Wege wird lösen können.

De Vries sieht den Zionismus für den richtigen Weg an: die Juden müssen ein eigenes Vaterland bekommen, und dieses muß für alle Juden, die es aufsuchen wollen, aufnahmefähig sein. Man folgt diesen Ausführungen gern. Sie sind zwar, wie das ganze Buch, etwas skizzenhaft. Aber die Unterstützung des zionistischen Gedankens ist sicherlich der verständigste und der menschlich und sittlich erfreulichste Beitrag, den ein Schriftsteller zur Endlösung der Judenfrage geben kann. Je mehr guter Wille an die Förderung dieser Angelegenheit gewendet wird, desto eher dürfen wir hoffen, endlich mit der aufreizenden Erscheinung des Antisemitismus fertig zu werden.

Eduard Blocher.

Letizia Bonaparte.

„Letizia Bonaparte". Napoleons Mutter in ihren Briefen, mit einer Biographie von Octave Aubry; herausgegeben von Piero Misciatelli, übersetzt von Willi Reich. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich und Leipzig, 1937. 384 Seiten.

Selbst wenn man weiß, wie stark und eigenwillig die Persönlichkeit der „Mutter der Könige" gewesen ist, wird man sie zunächst doch nicht um ihrer selbst willen betrachten, sondern als Mutter Napoleons. Und man wird aus einer Sammlung ihrer Briefe einen Beitrag zum Bilde des Kaisers erwarten. Bei solcher Einstellung muß man durch das vorliegende Buch enttäuscht werden. Einmal rein äußerlich: von den insgesamt 278 Briefen sind nur 4 an Napoleon gerichtet, und fast $^2/_3$ aller Nummern sind erst nach dem Tode des Verbannten geschrieben. Es ist auch seltsam, daß in diesen Briefen, die in der großen Mehrzahl an Mitglieder der Familie Bonaparte gerichtet sind, recht wenig von den gewaltigen Zeitereignissen zu lesen ist, die das Werk des genialen Sohnes waren. Mit keinem Wort wird der italienische Feldzug von 1796 erwähnt; nichts findet sich über die Kaiserkrönung, nichts über Austerlitz, nichts über den russischen Feldzug und seine Katastrophe. Das einzige Mal, da ein Brief Letizias gewissermaßen als historische Quelle dienen mag, findet sich in dem genauen Bericht über Napoleons Flucht aus Elba, vom 5. März 1815 aus Porto-Ferrajo. Diese Mutter, die ihren größten Sohn zwar nicht

am meisten liebte von allen ihren Kindern, ihm aber ohne weiteres übernatürliche Leistungen zutraute, nahm alle seine Triumphe wie selbstverständlich hin.

Die Briefe der Letizia gewinnen ihre Bedeutung ganz aus ihrer eigenen Persönlichkeit heraus. Da ergibt sich als wesentlichster Eindruck, daß diese Frau von einem geradezu großartigen Stolz beseelt war, der durch kein Unglück und durch keine äußerliche Demütigung (man ersparte ihr nach der endgültigen Verbannung Napoleons kaum eine) gebrochen werden konnte. Es finden sich dafür in ihren Briefen zahlreiche Beweise. Nicht geringer ist der Eindruck, den ihre Willenskraft macht. Aber wenn diese beiden Eigenschaften in dämonischem Maße auf den Kaiser vererbt worden sind, so hat ihm die Mutter eine andere nicht mitgegeben, die ihr eigen war: sie konnte sich menschlich tief in die Seele anderer einfühlen, denn sie war gewohnt, mehr für andere als für sich selbst zu leben. Mit 34 Jahren war sie das Familien-Oberhaupt der Bonaparte geworden, und über 50 Jahre lang blieb sie der Mittelpunkt der ganzen weitverzweigten Sippe; ihre mütterliche Autorität ist auch vom Kaiser immer anerkannt worden, während umgekehrt sie als ihre entscheidende Aufgabe ansah, die ganze Familie um ihn zu sammeln. Als nach dem Zusammenbruch 1815 die Bonaparte aus Frankreich verbannt wurden, versuchte sie mit großer Energie und Beharrlichkeit, alle Glieder der Familie in Italien zu vereinigen, wo sie in Rom ein Asyl gefunden hatte. Daß ihr das nicht gelingen wollte und daß in der Familie, wie schon in der Glanzzeit, oft Streit herrschte, verbitterte ihr das Leben. Als Napoleon noch seine Brüder tyrannisierte, vermittelte sie immer wieder; nach seinem Tode schrieb sie an ihren dritten Sohn Lucien in autoritativer Form :„... ich lege Wert darauf, daß die ganze Familie zusammenkommt. Es geht für die immer schlecht aus, die ihrer Mutter nicht gehorchen; in Zukunft will ich alle meine Kinder in Eintracht sehen und dadurch einen Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe erhalten; wenn ich dieses Glück nicht haben kann, dann ziehe ich vor, allein zu leben." (No. 125.) Ihre Sorge erstreckte sich bis auf die Enkel und Urenkel. Früh hat sie erkannt, daß unter den Napoleoniden der jüngste Sohn des einstigen Königs von Holland, Louis Napoleon, der einzige sein werde, der vielleicht den Ruhm des Hauses Bonaparte erneuern könnte, nachdem sie die Hoffnung auf den „aiglon" hatte begraben müssen. Aber in die Carbonari-Romantik Louis Napoleons und seine tollen Pläne im Revolutionsjahr 1830 schreibt sie ihm folgende Sätze: „Dein Brief ist der eines jungen Schwärmers. Um die Dinge richtig beurteilen zu können, muß man sie ganz kühl ansehen; ... warten wir die Ereignisse ab, ehe wir darüber urteilen. Du siehst, ich predige. Ich hoffe, daß Du mir dies nicht übel nimmst: es ist ein alter Kopf, den die Erfahrung und die Zeit abgekühlt haben, der einen jungen Feuerkopf, der ihm teuer ist, in die rechten Grenzen weisen will. In Deinem Alter ist es übrigens besser, zu viel Feuer zu haben als zu wenig ..." (No. 208.)

Als Letizia im Jahre 1836 im Alter von etwa 85 Jahren starb, schied sie in Resignation. 4 Jahre später wurden die Überreste des Kaisers aus St. Helena unter größtem Gepränge nach Frankreich überführt und im Invalidendom beigesetzt; die Mutter des Heros hätte verdient, diesen Triumph noch zu erleben. —

Die Briefe von „Madame Mère" sind eine reizvolle Lektüre; das Buch gewinnt überdies sehr durch die vorausgesetzte kurze Biographie, die Aubry der Mutter des Kaisers gewidmet hat, und deren letzte Sätze hier als schönste Charakterisierung stehen mögen: „Auf ihrem Grab stehen die Worte: Mater Regum, Mutter der Könige. Das ist groß. Doch hätte ein einziges Wort genügt: Mater. Denn sie war und blieb vor allem und trotz allem mit einer bewunderungswürdigen Treue die Mutter, und wird mit dieser wahrhaft menschlichen Bezeichnung im Andenken der Menschen weiterleben."

Ernst Kind.

Europa ohne Elend.

R. N. Coudenhove-Kalergi, Europa ohne Elend, Paneuropa-Verlag, Paris-Wien-Zürich.

„Gestern noch Utopie — heute Programm — morgen Wirklichkeit". Gut, wer bereits beim Programm angelangt ist, muß an den Dreischritt des Geschehens glauben. Und dennoch möchte man dem neuesten Buch dieses reinsten Kindes des euro-

päischen Idealismus die Worte von Fritz Medicus gegenüberstellen: „Das tausendfache Weh und Ach der Menschheitsgeschichte ist nicht aus einem Punkte zu kurieren, auch nicht aus dem Gesichtspunkt der Platonischen Philosophie. Sondern jede Zeit hat ihre eigene Problematik und an ihren freiesten Geistern ist es, sie zu erkennen und ihr angemessene Form zu geben". Neues bringt Coudenhove nicht. Es ist das bekannte Programm: Verherrlichung der Technik als Befreierin; wirtschaftlicher Großraum; Durchbruch des Lebensgesetzes Europas, das nacheinander wirksam wird im antiken Stolz, der christlichen Liebe, der ritterlichen Ehre; Anrufung des mütterlichen Geistes gegenüber dem männlichen Kriegerideal. Der ganze Gedankengang entfaltet sich in bezaubernder Selbstverständlichkeit.

Aber gerade sie lockt zur Frage: Weiß Coudenhove — vielleicht darf er als Agitator im letzten es nicht wissen — von der Unentrinnbarkeit der europäischen Problematik? Und wenn, ist es dann erlaubt, die Grenzen Europas etwa längs der ehemaligen Grenze Roms zu ziehen? Südlich und westlich von ihr der Bereich, in dem sich — um einen Hegelschen Begriff zu brauchen — der „objektive Geist" siegreich manifestiert und das molekulare Gefüge der europäischen Materie in zwei Jahrtausenden eindeutig ausgerichtet hat hin auf das kommende Goldene Zeitalter des Kontinents. Nördlich und östlich davon der Bereich der Dämonien eines nicht überwundenen Barbarentums, das von der Völkerwanderung an über Widukind, Luther bis zu Stalin und Hitler in den Bereich des guten Willens einbrach, seinem Wesen nach außer- und antieuropäisch. Ach ein solches, nicht unter den Maßen des Weltwerdens gesehenes Europa wäre so bequem, ein Europa, in dem der dauernde Gegensatz zwischen einer Welt der ewigen Werte und den Kräften des aufrührerischen Erdgeistes ausgeschaltet bliebe, ein Europa ohne tiefere Gefahr, ohne höchstes Wagnis und gefährliche Spannung. Aber es nützt weder die Ausrufung Österreichs zum Vorkämpfer ewigen Europäertums noch dessen Verwechselung mit Briand, Dollfuß, Masaryk. Sie alle bleiben bestenfalls Vertreter, ja willkürlich dazu umgeformte Vertreter der einen Seite, — wenn man schon diese vereinfachende Sprache führen will, die so trefflich zur geistigen Lage von heute paßt. Die andere Seite ist darum doch da — vielleicht geht sie mitten durch ganz Europa hindurch, vielleicht sogar mitten durch seine fruchtbarsten Geister.

Marx pflegte von seinen Gegnern als kleinbürgerlichen Ideologen zu sprechen; andere nennen sie wesentlich unhöflicher Untermenschen; Coudenhove wirft sie kurzerhand aus Europa hinaus. Aber ist Diffamierung je aus dem tiefsten Erleben und Erleiden wirklicher Problematik gewachsen und hat sie auf der Ebene des Geistes noch je das letzte Wort gesprochen?

Hans v. Berlepsch-Valendas.

Besprochene Bücher.

Coudenhove-Kalergi R. N.: Europa ohne Elend; Paneuropa-Verlag, Paris-Wien-Zürich.

Frey, Arthur: Der Kirchenkampf der evangelischen Kirche in Deutschland und seine allgemeine Bedeutung; Verlag der Ev. Buchhandlung, Zollikon, 1937; 200 Seiten.

de Vries de Heekingen, H.: Israël, son passé, son avenir; Librairie académique Perrin, Paris, 1937; 242 Seiten, Preis fr. Frs. 3.—.

Letizia Bonaparte, Napoleons Mutter in ihren Briefen. Herausgegeben von Piero Misciatelli. Mit einer Biographie von Octave Aubry; Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1937; 384 Seiten, 16 Bildtafeln, Preis Fr. 8.50.

Wittkowski, Victor: Gedichte; Jeanneret, Genf.

Briquet-Lasius, Emilie: Sonnenhalb; kleine Erzählungen und Gedichte; A.-G. Neuenschwander'sche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, Weinfelden, 1936; 88 Seiten.

Burg, Anna: Der heimliche Garten, Gedichte; Verlag Benteli A.-G., Bern, 1936; 87 Seiten, Preis Fr. 4.—.

Fischli, Albert: Einkehr; Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Bücher-Eingänge.

(Die Redaktion behält sich die Besprechung dieser Bücher vor.)

v. Bardolff, Carl: Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg; Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937; 42 Seiten, Preis RM. —.90.

Bogner, Hans: Thukydides und das Wesen altgriechischer Geschichtsschreibung; Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1937; 28 Seiten, Preis RM. 1.50.

Brehm, Bruno: Wien, die Grenzstadt im deutschen Osten; Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937; 48 Seiten, Preis RM. —.90.

Büchen, Ernst: Richard Wagner. Die Hauptschriften; Alfred Kröner Verlag, Leipzig, 1937; 480 Seiten, Preis RM. 4.—.

Buchser, Franz: Ritt ins dunkle Marokko, herausgegeben von Gottfried Wälchli; Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1937; 247 Seiten, Preis Fr. 7.50.

Frank, Franz: Die Erneuerung der Wirtschaft; Verlag Felizian Rauch, Innsbruck, 1937; 114 Seiten.

Frank, Walter: Historie und Leben; Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1937; 40 Seiten, Preis RM. 1.20.

Frey, Arthur: Der Kirchenkampf der evangelischen Kirche in Deutschland und seine allgemeine Bedeutung; Verlag der Ev. Buchhandlung, Zollikon, 1937; 200 Seiten.

Gos, Charles: Voyageurs illustres en Suisse; Editions du Pavillon Suisse, Paris, 1937; 119 Seiten und 25 Illustrationen in 2°.

Hefti, Fridolin: Giosuè Carducci, ausgewählte Übertragungen; Verlag Hans Feuz, Bern, 1937; 78 Seiten, Preis Fr. 3.75.

Aus dem Inhalt des September-Heftes:

Jann v. Sprecher: Innerpolitische Streiflichter. — * * *: Englands Kampf um seine Weltgeltung. — **Erich Brock:** Philosophie, Dichtung und Tragik (I). — **Hans Zopfi:** Die Landsgemeinde in der heutigen Zeit. — **Hans Wilhelm Spiegel:** Das neue amerikanische Neutralitätsgesetz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.